stark zurückgegangen (die Wildkatze ist nahezu ausgerottet), daß alle Kräfte zusammenarbeiten müssen, um jene Tiergattungen zu erhalten. Dazu ist es notwendig, daß auch während der gesetzlichen Jagdfrist Hirsche und weibliche Rehe geschont werden. Einer im Mai dieses Jahres erlassenen Provinzialverordnung zufolge ist der Fang und die Tötung der Wildkatze, des Baummarders und des Dachses in Westfalen während des ganzen Jahres verboten. Als dringend notwendig ist auch ein energisches Verbot der Jagd auf Zwergotter und Fischotter. An Vögeln kommen für freiwilligen Schutz während des ganzen Jahres in Betracht: Fischreiher, Wasserhuhn, Birkhuhn, Wiedehopf, Kiebitz, Strandläufer, Wachtel, Eisvogel, Nachtschwalbe, Goldfink, Falke, Weihe und verschiedene Adlerarten. Von der Schonung auszuschließen sind wegen ihrer Schädlichkeit der Habicht, der Zwergfalke und der Sperber, welche Vögel überdies noch recht häufig angetroffen werden.

Es wäre sehr zu wünschen, daß in allen Teilen Deutschlands der Schutz der auf dem Aussterbeetat stehenden Mitglieder unserer Fauna entsprechend ausgeübt wird. —r.

Seltsame Funde in New-Mexiko

Der Anthropologe A. V. Kidder, einer der Teilnehmer der von der Philipps-Akademie vorgenommenen Ausgrabungen in den Ruinen der Umgebung von Pacos Pueblo in New-Mexiko, hat vor einiger Zeit eine schätzungsweise aus dem Jahre 1000 v. Chr. stammende 48 Fuß lange Kette handgefertigter Perlen gefunden. Sie befand sich im Grabe eines Medizinmannes. Das Haar des Indianers war im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden und dieser war von der Kette ornamentartig umwickelt. Die Perlen stellen eine ungewöhnliche Handwerksarbeit dar. Jede von ihnen ist handgebohrt und -getrieben und matt poliert.

Unter den Totengaben des Medizinmannes fanden sich eine guterhaltene Axt, ein Beutel mit Mineralien, eine Steinpfeife und Chemikalien, die er für seine Zeremonien verwandte. Die Expedition hatte ihr Lager in der Nähe einer Stelle aufgeschlagen, wo einst ein Teilnehmer durch eine zufällige Grabung auf ein Skelett gestoßen war.

Unmittelbar daran angeschlossene Untersuchungen ergaben, daß man sich an der Oberfläche einer zur Zeit des Cortez verschütteten Pueblo-ruine befand. Bisher sind noch nicht alle Räume ausgegraben worden; die bloßgelegten zeigen noch heute Spuren gewaltsamer Zerstörung. Etwa 50 Skelette wurden bisher in Pueblo entdeckt, darunter zahlreiche mit eingeschlagener Schädeldecke, so daß die Vermutung eines Blutbades, veranstaltet durch spanische Söldnerhorden, naheliegt.

Am Ausguck

Gut gegeben.

Als Prinz Louis Napoleon Bonaparte, der spätere Kaiser Napoleon III, in London lebte und sich mit militärischen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, war er öfters in Gore House, wo er auf die gastfreundlichste Art von der Schriftstellerin Gräfin v. Blessington empfangen wurde. Nachdem Napoleon Kaiser der Franzosen geworden war, gab eines Tages Lady Blessington, die sich gerade in Paris aufhielt, ihre Karte in den Tuilerien ab. Es wurde jedoch keine Notiz von ihr genommen.

Einige Wochen hatte sie vergeblich auf Antwort gewartet, da traf sie den Kaiser zufällig in einer Gesellschaft. Es war Napoleon völlig unmöglich, ihr aus dem Wege zu gehen. Vor der hübschen Gräfin stehen bleibend, rief er aus: „Wie, Lady Blessington, Sie in Paris! Wie lange werden Sie bleiben?"

Lady Blessington antwortete spitz: „Je nun, einige Zeit — und Sie, Majestät?"

Luftschiffahrt in Japan.

Neben Deutschland zählt Japan zu den Staaten, deren Regierungen die außerordentliche Bedeutung der Luftschiffahrt anerkennen. Während im Haushaltsetat des Deutschen Reiches für 1926 ein Betrag von 27 Millionen Mark für die Handels- und Verkehrsluftfahrt ausgeworfen ist, bewilligte das japanische Parlament auf Antrag der Regierung eine Summe von 22 Millionen Yen (44 Millionen Mark), die freilich auf sieben Jahre verteilt werden sollen. Zur Unterhaltung regelmäßigen Postdienstes zwischen Tokio—Osaka und Osaka—Dairen (Mandschurei-Korea) wird eine Luftfahrtgesellschaft gegründet, die nur mit Privatkapital arbeiten wird. Der Staat wird die nötigen Flughäfen und sonstigen Einrichtungen anlegen lassen und vermutlich, nach erfolgreichen Probeflügen, der Gesellschaft Subsidien auf der Grundlage der Anzahl der Flugmeilen gewähren. Die Gesellschaft ist unabhängig in der Wahl ihrer Flugzeuge. Vermutlich werden auch im Ausland gebaute Maschinen auf den neuen Strecken erprobt werden. Gleichwohl beginnt der japanische Flugzeugbau sich außerordentlich zu entwickeln, und zunächst werden die neuen Fluglinien beflogen werden mit Apparaten der Kawanishi-Gesellschaft. Die Motorenstärke beträgt 460 PS, entspricht also ungefähr dem in Europa gebrauchten Typ.

Er hält einen Schock aus!

Der Igel besitzt bekanntlich eine besondere Giftfestigkeit. Man weiß, daß er, ohne Schaden zu nehmen, giftige Tiere fressen kann. Nach Versuchen, die man mit ihm angestellt hat, verträgt er große Mengen spanischer Fliegen, die ein starkes Gift enthalten, das Nierenentzündung, Magen- und Darmerkrankungen hervorruft. Was seine Widerstandskraft gegen das Kreuzottergift anbelangt, so machen ihn sogar Bisse in die Zunge und direkte Einspritzungen in der zehnfachen Dosis im Vergleich zu einem Meerschweinchen nur vorübergehend krank. Diese Versuche wurden gemacht, um aus dem Blut des Igels ein Serum gegen das Kreuzottergift zu gewinnen. Leider war das Resultat bis jetzt nicht befriedigend. Am auffälligsten ist die Widerstandskraft des Igels gegen die Blausäure. Eine Dosis Zyankali, welche zum Beispiel bei einer Katze in vier Minuten den Tod hervorruft, hat auf ihn keine Wirkung. Eine Erklärung dafür hat man noch nicht gefunden.

Ueberschüssige Frauen und Männer.

In Europa gibt es mehr Frauen als Männer; in den anderen Erdteilen ist das Gegenteil der Fall. Auf 1000 Männer in Europa kommen 1024 Frauen, in Afrika 960, in Amerika 977, in Asien 944, in Australien 812. Unter allen Ländern Europas hat Norwegen verhältnismäßig die meisten Frauen: 1060 auf 1000 Männer. Es folgen England mit 1059 Frauen, die Schweiz mit 1056, Spanien mit 1044, Portugal mit 1041, Deutschland, Oesterreich und Ungarn mit 1035, Dänemark mit 1032, Rußland mit 1022 und Frankreich mit 1008. Die übrigen Staaten Europas haben weniger Frauen als Männer. So hat Italien nur 989 Frauen auf 1000 Männer, Belgien 985 und die Balkanstaaten etwa 950. In jedem Erdteil und in jedem Lande sind diese Verhältniszahlen großen Schwankungen in beiderlei Hinsicht unterworfen. Nur Salvador ist der einzige Staat der Welt, wo die Zahl der Männer und Frauen gleich ist. Rechnen wir sämtliche Männer und Frauen auf der Erde getrennt zusammen, so erhalten wir zwei Ergebnisse, die die alte Behauptung, daß es auf der Erde weit mehr Frauen als Männer gäbe, nicht bestätigt.

Einwanderung in Brasilien.

Seit 1908 sind in Brasilien 1 399 455 Personen eingewandert, darunter 524 305 Portugiesen, 257 532 Spanier und 227 454 Italiener. Darnach folgen die Deutschen, Türken und Russen. Die Zahlen der Vorkriegszeit sind auch im Jahre 1924 noch lange nicht wieder erreicht worden, es wanderten nämlich nur 98 125 ein gegen 192 683 im Jahre 1913, 180 182 i. J. 1912 und 135 964 Einwanderer i. J. 1911. Während des Krieges sank deren Zahl gewaltig, bis auf 20 501 im Jahre 1918. Als einziges Volk ist jetzt das deutsche mit mehr Einwanderern in Brasilien vertreten als vor dem Kriege. 1924 wanderten nach Brasilien fast dreimal so viele Deutsche ein wie 1913, nämlich 22 168 gegen nur 8004.

Die Luftschiffahrt Deutschlands und Frankreichs

Ein Vergleich zwischen der deutschen und der französischen Luftfahrt beweist die Umkehrung der Verhältnisse seit Ende des Krieges. Noch im Jahre 1921 stand Deutschland gegenüber Frankreich, dank der Bestimmungen des Versailler Vertrages u. der allgemeinen Lage im Hintertreffen. Die Anzahl der geflogenen km war im Jahre 1921 für Deutschland etwa ein Siebentel der entsprechenden Zahl für Frankreich; gegengegenwärtig ist das Verhältnis etwa 7,5 gegen 4,7 Millionen zu unseren Gunsten. Was die Zahl der Passagiere betrifft, so ist ein Vergleich kaum zu ziehen, da auf beiden Seiten nicht nach einer einheitlichen Methode gezählt wird. Die Zahlen des Frachtdienstes jedoch sind wiederum interessant: Die Anzahl transportierter Kilogramme betrug im Jahre 1921 in Deutschland noch nicht ein Hundertstel der französischen Leistung. 1925 dagegen ist Deutschland mit reichlich 1 Million Kilogramm Frankreich mit seinen 1,8 Millionen bereits ziemlich dicht auf den Fersen.

Teure Soldaten.

Der amerikanischen Zeitschrift „Truth" zufolge ist, natürlich, der amerikanische Soldat der teuerste der Welt. Die in Frage kommende amtliche Stelle in Washington, die „Intelligence Division", hat folgende Zahlen errechnet: Ein Doughboy (amerikanischer Soldat) kostet dem Staat pro Jahr rund 2000 Dollar, ein Tommy (englischer Soldat) etwa 1575 Dollar. Die Kosten für den deutschen Reichswehrsoldaten betragen jährlich etwa 1200 Dollar, während für die valutaschwachen Länder Italien und Frankreich die Kosten sich auf 392 und 263 Dollar belaufen.

Büchertisch

Jahrbuch für die Westfälische Mark.

Ein Heimat-Kalender auf das Jahr 1927.

Herausgegeben von Joseph Risse und Wilhelm Uhlmann-Bixterheide.

Mit vielen Kunstbeilagen und zahlreichen ganz- und halbseitigen Bildern nach Original-Gemälden, -Bildwerken, -Holzschnitten und -Zeichnungen. Verlag: W. Crüwell, Großdruckerei und Verlagsanstalt, Dortmund. Zum dritten Male schon erscheint dies hochwertige Heimat- und Kalenderwerk der beiden Herausgeber, das auch diesmal wieder infolge seines gediegenen und vielseitigen Inhalts wie seiner vorzüglichen künstlerischen Ausstattung die Anerkennung und den Beifall aller Landsleute der Westfälischen Mark finden wird. Darüber hinaus darf es mit vollstem Recht Anspruch erheben auf die besondere Beachtung aller derer, die an der geistig-literarischen, der volkskundlichen u. der künstlerischen Ausdrucksform Westfalens irgendeinen Anteil nehmen. Es ist schwer, aus den Aufsätzen u. Abhandlungen zur Geschichte zur Naturgeschichte, zur Volkskunde, zur Kunst oder zur Wirtschaft, aus den Erzählungen, aus den Gedichten etwas Bestimmtes als besonders beachtenswert herauszugreifen, seien es „Die alten Fastnachtsbräuche in der Soester Börde", seien es „Wege, Verkehr und Reisen an der Enneper Straße", sei es „Geschichte der Juden in der Grafschaft Mark", sei es „Spiel und Sport im Industriegebiet" oder „Der westfälische Luftverkehr". Diese und die vielen anderen Darstellungen sind von sachkundiger Seite klar und fesselnd behandelt. Ausgezeichnete ernste und heitere Erzählungen, zum Teil plattdeutsch, geben mit den wenigen aber erlesenen guten Gedichten einen trefflichen Einblick in das gegenwärtige dichterische Schaffen der hier wohnenden oder beheimateten Dichter und Poeten der Westfälischen Mark. Das bildende Künstlertum der Mark spricht in seiner ganzen vielseitigen Lebendigkeit aus den 13 Wiedergaben plastischer oder materischer Kunstwerke wie aus den 33 Holzschnitten, Zeichnungen usw. eine ebenso schöne wie kräftig-vielseitige Formensprache. Selbstverständlich fehlen dem Jahrbuch die dazugehörigen praktischen Kalendernotwendigkeiten und Gaben auch nicht. Der Preis ist angesichts des Gebotenen erstaunlich billig und war nur bei großer Opferwilligkeit des Verlages möglich. Preis 1.50 Mark.

Deutsch-hannoverscher Volkskalender 1927.

Herausgegeben auf Veranlassung der Deutsch-Hannoverschen Partei. Druck und Verlag: Gustav Jakob u. Co., Hannover, Rundestraße 11-12. Der langerwartete Freund, der vor 53 Jahren von unserem unerschrockenen Vorkämpfer Ludwig Grote begründete Deutsch-hannoversche Volks-Kalender, ist soeben in seinem neuen Gewande wieder erschienen und wird hoffentlich recht bald neben den alten Freunden wieder zahlreiche neue zählen. Dafür bürgt schon sein reicher Inhalt. Wenn der Herausgeber an das Goethewort erinnert: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", so werden die Leser ihm recht geben: Der deutsch-hannoversche Volks-Kalender ist auch in diesem Jahre 1927 wieder so reichhaltig, daß wohl jeder irgendwie auf seine Rechnung kommen wird. Wer der Sache der Heimat dienen will, der sorge für eifrige Verbreitung unseres Kalenders, er kaufe ihn selber und empfehle ihn seinen Freunden und Bekannten. Er unterlasse es aber auch nicht, die im Schlußwort genannten Firmen bei seinen Geschäftseinkäufen fleißig zu berücksichtigen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 47 Mittwoch, 24. November 1926

Deutsche Gedenk- u. Weihestätten

Von Börries, Freiherr von Münchhausen.

Die Stätten, die gute und große Menschen auch nur betraten, sind nach den Worten des Dichters geweiht, — wie viel mehr dürfen wir als geweihte Stätten jene bezeichnen, die mit der Geburt und dem Tode eines unserer Großen verknüpft sind, an denen sich die gewaltigen Geschicke der Völker im Dröhnen der Feldschlacht oder im Wortkampf der Staatsmänner entschieden, die Häuser, in deren niedrigen Stuben die Großtaten unserer Kultur geschaffen wurden! Tatsächlich hat doch jeder, der jüngere Freunde, gar Frauen in die Geisteswelt einführte, die Erfahrung gemacht, daß der sicherste Weg zum Geiste der durch — das Gebäude ist.

Das vom Verlag J. F. Lehmann in München eben herausgegebene prächtige und wohlfeile 93 solcher Weiheстätten enthaltende Bilderwerk „Deutsche Gedenk- und Weihestätten" (Pappband Mk. 4.—, Leinenband Mk. 5.—) vereinigt in weitgespannter Ueberschau deutsches Erbgut das erdkundliche, kunstgeschichtliche und verwandte Bücher sonst in verständlicher Beschränkung darbieten. Besonders möchte ich auf die scharf geprägten Unterschriften der Bilder hinweisen. Ich denke, es wird anderen gehen wie mir: Diese manchmal fast dichterisch kennzeichnenden knappen Sätze machen das Buch erst zu dem, was es ist und sein will: Ein Bilderwerk deutscher Geschichte und Kulturgeschichte.

Da umweht uns die kühle Luft der Krypten, in denen die Gebeine der großen Kaiser unseres Volkes dem Tage der Garben zureifen, — wie viel heilige deutsche Not, wie viel heiße Kampfesarbeit schläft unter diesen kalten Steinen! Da klingt aus den romanischen Bogenfenstern der Goslarer Pfalz das „Eia Weihnacht, eia Weihnacht" Heinrichs des Dritten, der das deutscheste Fest fünfmal in der geliebten Harzstadt feierte. Da schreitet Kriemhilds Schatten, klagend um Siegfried durch die Torhalle des Klosters Lorsch im Odenwalde und da wandeln wir im Geiste über die Stätte der Nibelungensage zu Worms. Da grüßt uns vom waldigen Thüringer Gipfel die Wartburg, wo sich hohe freundliche Erinnerungen beider Kirchen in einer Weiheстätte vereinigen: In diesem Werke klingen leise und doch vernehmlich die deutschen Tröstungen auf: „Sei unverzagt, bald der Morgen tagt!", wie oft war es noch schlimmer zu leben in deutschen Landen als heute, und doch sang die Geschichte immer wieder: „Deutschland, Deutschland über alles!" Unsere Augen wurden blind, — ach, was kann nicht alles Menschenaugen blind machen! Tränen über Tränen und der Staub des furchtbaren Leidensweges, durch den wir hinkeuchen und die Mündungsfeuer der großen Geschütze und der Rauch über dem Trümmerhaufen des heiligen Vaterlandes, und wieder Tränen und Tränen. Aber über diesem Buche können deutsche Augen wieder hell werden, die Sterne, die über Goethes Weimar, über Bismarcks Friedrichsruh und Kants Königsberg strahlen, sind ewige Leuchten geworden auch in der finstersten Nacht, — nichts kann uns das Leuchten dieser deutschen Sterne nehmen! Aufwärts die Augen, aufwärts die Herzen, aufwärts die Hoffnung. Ein Volk, das solche Weiheстätten aufzuweisen hat das kann nicht untergehen, Gott wäre nicht Gott, die Geschichte wäre sinnloses Narrenwerk unser Schicksal ein blödes Spiel, wenn am Ende dieser Siegesstraße als Denkmal der Schandpfahl von heute stehen bliebe. Wenn Zungen schweigen, sollen Steine reden, — in diesem Werke reden sie eine laute, eine tröstliche Sprache, die Zinnen der Burgen und die Türme der Kirchen nicht eindringlicher als die niederen Fachwerkhäuschen, darin die Gelehrten und die Künstler unseres Volkes ihr Werk wirkten. Eine Predigt will dies Buch sein, ein Schlachtruf soll dies Buch sein, ein Lobgesang wird dies Buch sein!

Wer Ohren hat zu hören, der lausche ihm!

Des Mansfelders Tod

Zum 29. November.

Von Carl Ferdinands.

Als Anna von Bantzerath, die schöne Flamländerin, dem Statthalter von Luxemburg, dem Fürsten von Mansfeld, ihren Sohn im zierlichen Leinenstickkissen in seinen Märchenpalast trug, betrachtete der alte Grandseigneur das schmächtige Knäblein flüchtiger als wie seine blühende Mutter, schüttelte unmerklich den Kopf und ließ dann vom Fenster aus einen gedankenvollen Blick in seine Gärten gleiten, sah die weißen Statuen des Glaubens und der Gerechtigkeit, die da pathetisch aus dem Efeu schimmerten, sah die Wasserkünste in den Wiesen spielen hörte den seltsamen Schrei der ausländischen Vögel und Getiere hinter den Gittern, das Glockenspiel seines Weltwunders, der großen Kunstuhr, schaute auf die Prunkgeräte in den Gemächern, die ehrwürdigen Schildereien an den Wänden und vernahm dazu, wie im Traum, daß dieses Kind, Ernst genannt, sein Sohn sein sollte. Und die junge hübsche Mutter, die der Fürst gesammelt hatte, wie er Münzen, Kostbarkeiten, Bilder, Tafelaufsätze und Kuriositäten sammelte, wünschte sich mit ihrer dunklen Altstimme, daß Ernst, der Knabe im Steckkissen, fern von den wüsten Händeln der Welt, ein Landjunker werden möge, der zufrieden in grüner Wiesen einsamkeit den Pflug führe und eine Kinder- und Enkelschar um sich wachsen sehe. Und der allmächtige Statthalter nickte dazu nachsichtig.

Die Jahre gingen. Der Fürst wurde alt und immer sonderbarer. Als er starb, verschwand die Märchenpracht seiner Paläste und Gärten wie vor dem Machtwort eines großen Zauberers. Und an Ernst von Mansfeld, den er erst anzuerkennen versuchte, als all seine anderen Kinder aus zwei Ehen vor ihm gestorben waren erfüllte sich der frühverschollenen Mutter Wunsch. Er führte den Pflug, nur nicht in einem einsamen Waldtal, sondern als ein furchtbarer und genialer Söldnerführer kreuz und quer durch Deutschland. Aus dem Kindchen im Steckkissen war der wilde, kühne Ernst von Mansfeld geworden, von den Gütern seines Vaters hatte er nie eine Hufe besessen, man gab ihm nicht, was man ihm versprochen hatte, den Bastard nannten ihn seine vielen Gegner, und so wurde er der Menschen Feind und führte den furchtbaren eisernen Pflug seiner wilden Scharen kreuz und quer durch Deutschland. Bis ihn der Wallensteiner als seinen geschworlichsten Gegner packte und erst an der Dessauer Brücke und dann bei Neuhäusl noch einmal vernichtend schlug. So landete Ernst von Mansfeld, der große Gegner der habsburgisch-päpstlichen Universalmonarchie in Ungarn bei dem unbedenklichen Bethlen Gabor, löste, als dieser einmal wieder mit den Habsburgern verhandelte, gegen eine gute Summe sein Heer auf und machte sich, mit den Fieberrosen der Schwindsucht auf den grauen Wangen, auf den Weg nach Venedig, neue Pläne erwägend.

In einem kleinen Dorfe bei Sarajewo erreichte ihn aber der Tod, der schon lange hinter ihm ritt, wie vorher der Wallensteiner. Keuchend diktierte der Mansfelder sein Testament, in französischer Sprache. Er fühlte die Knochenhand an der ausgemergelten Gurgel.

Da ließ sich der Sohn der liebreizenden blonden Anna von Bantzerath Waffenrock, Schmuck, Degen und Abzeichen der Würde bringen. Auf zwei Getreue gestützt, den Obristen, die um ihn standen, vom Nachrühmen redend, am offenen Fenster durch das der Morgen graute, erwartete er den letzten Griff des Würgers und fiel tot hin, wie von einer Kugel in der Schlacht getroffen.

Medizinischer Aberglaube in China

Von H. Hesse-Newyork.

China wendet den Blick rückwärts und verehrt eine ruhmreiche Vergangenheit. Es hat eine ausgesprochen nationale Kraft entwickelt und eine passive Philosophie, die von den Denkern des Abendlandes bewundert wird. Dieser Hang zum Althergebrachten aber hat zur Folge, daß China sich einer medizinischen Wissenschaft bedient, die wenig mehr ist als Hexengebräuche.

Dr. Georg T. Biydenburgh war fünf Jahre lang Leiter eines Krankenhauses in Nanchang, der Hauptstadt von Kiangsi, einer der reichsten Provinzen im Innern Chinas. Er berichtet von seltsamen medizinischen Gebräuchen, die auf Aberglauben und Beschwörung und dem Glauben an böse Geister beruhen, ohne eine Spur physiologischer Begründung.

„Wo sie noch nicht mit der Wissenschaft des Abendlandes in Berührung kam," sagt Dr. Biydenburgh, „ist die medizinische Fürsorge in China rückständig wie die Gebräuche der Wilden in Afrika, und zwar trotz der Tatsache, daß frühe chinesische Philosophen vor Christus und vor Herodot bereits Beobachtungen über den menschlichen Körper aufzeichneten."

Dr Biydenburgh behandelte Patienten, die von langen und oft rostigen Nadeln durchbohrt waren, um bösen Geistern das Entschlüpfen zu ermöglichen. Diese Leute waren oft in größerer Gefahr von der Behandlung als von der ursprünglichen Krankheit. — Ein Amerikaner fiel und brach ein Bein, und als der Arzt ihn nach drei Tagen erreichte, hatte der Praktiker am Orte ihm nur einige Dosen Zucker erlaubt, da Zucker „die Knochen wachsen macht". — Mütter durchbohren die Nasen ihrer Kinder häufig mit Silberringen und legen ihnen einen Silberreif um den Hals, um so den bösen Geistern weiß zu machen, sie wären Hunde — dann lassen die Geister sie in Ruhe.

Alle Stoffe hat man in fünf Klassen eingeteilt: Mineralien, Holz, Wasser, Feuer und Erde. Die Organe des Körpers sind gleichfalls in Klassen eingeteilt, und zwar stehen sie in folgendem Verhältnis: Mineralien und Lunge, Holz und Leber, Wasser und Nieren, Feuer und Herz, Erde und Geisteskrankheit. Wenn also das Herz, das Feuer, die Krankheit zu beherrschen scheint, so müssen die Nieren, das Wasserelement, angeregt werden.

Schlangenhaut, gedörrte Skorpione und gepulverte Löwenzähne sind alles beliebte Rezepte. Der Bodensatz des medizinischen Gebräus wird auf die Straße geworfen in der menschenfreundlichen Erwartung, daß die Krankheit des Patienten auf die erste Person übergeht, die auf die Stelle tritt, wo der Bodensatz hingeschüttet wurde.

„Der eingeborene Arzt," — sagt Dr. Biydenburg — „hält sich, sofern er einen Ruf hat, einen oder mehrere Kundschafter, deren Aufgabe es ist, zu spionieren und von den Bedienten oder den Nachbarn des Kranken im geheimen auszuforschen, wie es mit der Krankheit und ihrer Dauer steht, wieviele Aerzte bereits Mittel verordnet haben und vor allen Dingen, wie die Vermögensverhältnisse der Familie beschaffen sind. So ist denn der Quacksalber oft

in der Lage, durch seine scheinbar mystische Kenntnis aller den Kranken berührenden Dinge das Vertrauen der Familie zu gewinnen. — Dem Auge des Abendländers bietet der eingeborene Charlatan ein seltsames Bild. Auf dem rasierten Kopf trägt er eine Schädelkappe. Die Fingernägel sind lang und spitz. Gewöhnlich hat er einen Fächer in der Hand oder im Nacken des losen Gewandes, das er über Pluderhosen trägt."

Obgleich eine nationale Bewegung im Gange ist, die medizinische Praxis zu kontrollieren, so kann doch bis heute jeder Pfuscher die Menschheit mit seiner Kunst beglücken. Die einheimischen „Aerzte" haben nach Dr. Blydenburgh kein großes Vertrauen in die Heilmittel der abendländischen Wissenschaft, jedoch alle Achtung vor der modernen Chirurgie. So unbegrenzt ist ihr Glaube, daß sie meinen, irgend ein Schmerz könne kuriert werden, indem man ihn einfach herausschneidet. Hört man irgendwo auf der Straße eine ohrenbetäubende Katzenmusik mit Metalldeckeln und Pauken, so bedeutet dies, daß jemand krank ist und seine lieben Freunde den bösen Geist zu verscheuchen suchen.

Vorbeugende medizinische Maßregeln sind nach der Auffassung des Chinesen sehr einfach. Zuweilen bestehen sie darin, die „Blatterngöttin" im Tempel einmal im Jahre von ihrem Platz herunterzunehmen und auf den Schultern der Menge an die frische Luft zu fahren. Diese Aufmerksamkeit wird so günstigen Truppen auf sie machen, hofft man, daß sie während des ganzen Jahres keine Blatternepidemie gestatten wird.

Oft holt man sich Rat und Hilfe bei einem Götzen. So überraschte eines Tages eine Frau ein Mitglied des Hospitals mit der Erklärung, der Götze habe ihr geraten, das Missionshospital aufzusuchen.

In Kanchang, das über hunderttausend Einwohner zählt und zu den ältesten und reichsten Städten des Innern gehört, besteht keine sanitäre Kontrolle der Tuberkulose und des Aussatzes. Isolierung bei Blattern, Scharlach und Cholera ist unbekannt. Ebenso werden Geburten und Sterbefälle nicht registriert.

Aus zwei Gründen ist die medizinische Wissenschaft in China so wenig fortgeschritten. Zunächst ist es Chinas Treue zu der Vergangenheit, die es die Augen für neue Ideen schließen läßt, und weiter das Verhalten der chinesischen Aerzte, die jede gemachte Entdeckung als ihr eigenes wertvolles Geheimnis für sich behalten, es eifersüchtig behüten und es nur dem Sohn vermachen. Während die abendländische Wissenschaft altruistisch ist und sich bestrebt, neu gewonnene Erkenntnis der ganzen Welt bekannt zu geben, wird in China eine medizinische Entdeckung als persönliches Eigentum betrachtet.

Diese chinesische Philosophie erklärt das ganze Weltall durch diese beiden Prinzipien Ying und Yang, das Negative und das Positive, das Weibliche und das Männliche, das Dunkle und das Helle. Gesundheit wird aufgefaßt als ein empfindliches Gleichgewicht dieser Prinzipien, Krankheit als eine Störung dieser Verhältnisse. Wenn Ying, das Negative, die Oberherrschaft hat, muß ein Positives oder Yang-Medikament gegeben werden. Gemahlene Löwen- und Tigerzähne werden ihrer positiven Eigenschaften wegen als ausgezeichnetes Mittel betrachtet.

Diese Philosophie des gebildeten Chinesen wird noch verworrener durch den religiösen Animismus der unwissenden Schichten. Dieser Animismus behauptet, das Weltall sei voller kontrollierender Geister, und Krankheit und Schmerz würden von dem Aerger gewisser Geister verursacht, die hinaus wollen. Bakteriologie, Anatomie, Physiologie und Chemie haben mit dieser medizinischen Auffassung auch nicht das geringste gemein.

„Wir Missionsärzte sind in gewissem Sinne die Wachhunde der abendländischen Kultur im Osten!" erklärte Dr. Blydenburgh. „Vor vier Jahren brach die Beulenpest in der Mandschurei aus und raffte neunzig von hundert der Bevölkerung hinweg. Das ganze medizinische Missionspersonal der Gegend wurde aufgeboten, und viele verloren ihr Leben, doch wurde die Epidemie unterdrückt. Die Anfänge der verheerenden Grippeepidemie vor einigen Jahren wurden bis nach Zentralasien verfolgt. Wären dort genug Aerzte zur Stelle gewesen, so hätte man die Seuche im Keime ersticken können, und Tausende von Menschenleben wären gerettet gewesen."

Wie dieses Beispiel zeigt, ist es trotz der großen Entfernungen für Europa und Amerika nicht gleichgültig, was für sanitäre Zustände in anderen Erdteilen herrschen, und ein berechtigtes Eingreifen in die inneren Angelegenheiten eines fremden Landes wäre vom hygienischen, vom Standpunkte der Selbsterhaltung sehr wohl denkbar.

So zeigt die moderne Wissenschaft mit ihren Forschungsergebnissen immer engere Zusammenhänge des gesamten Weltalls auf, — Zusammenhänge, von denen frühere Zeiten nichts ahnten, denen die Menschheit jedoch in Wirklichkeit sich nicht entziehen kann.

—⊙—

Totenkult in Alt-Litauen

Von Victor Jungfer.

Die wichtigste der litauischen Hausfeierlichkeiten hieß Budyne. Man verstand darunter die gesamten Feierlichkeiten, die beim Hinscheiden eines Familienmitgliedes vollzogen wurden.

Erkrankte ein Litauer an einer gefährlichen Krankheit, dann schrieb man es dem Walten unheilvoller Gottheiten zu. Dann wurden Priester an sein Lager gebeten, die den Kranken heilen sollten. Die Priester beteten bei den Kranken und segneten sie, bis der Neumond zum zweiten Male auftrat. Krasewski erwähnt ihre Tätigkeit im Jahre 1249. Hatte sich die Krankheit in dieser Zeit nicht gebessert, dann taten die Kranken Gelübde, und halfen auch diese nichts, gingen die Priester selbst ins Heiligtum und brachten etwas von dem heiligen Feuer vom Altar des Perkunas mit. Dies sollte in Verbindung mit einem Trank den Kranken helfen.

War keine Hoffnung auf Genesung mehr vorhanden, dann berief man die Verwandten zusammen, an die der Kranke jetzt seine letzten Worte richtete. Er ermahnte sie zur Eintracht und zu einem wohlgefälligen Leben. Hierauf trat der Priester an das Lager des Kranken, legte ein Kissen über sein Gesicht und erstickte ihn.

Die Leiche des Verstorbenen wurde mit warmem Wasser abgewaschen, mit einem weißen Hemde bekleidet und in einem kühlen Raume niedergesetzt. Die Aufbahrung des Toten währte so lange, bis sich sämtliche Freunde und Verwandten, nähere und weitere Bekannten, eingefunden hatten. Handelte es sich um einen Edlen, zu dessen Bestattung eine große Volksmenge zusammenströmte, konnte es unter Umständen recht lange dauern. Es wird berichtet, daß einzelne Leichen wochenlang aufgebahrt wurden, ehe man sie verbrannte. Wie ihre Verwesung verhütet wurde, ist nicht überliefert worden, es scheint aber, daß die heidnischen Priester gewisse Mittel kannten, die die Verwesung eine gewisse Zeit verhinderten, und den Körper des Toten im ursprünglichen Zustande zu erhalten vermochten.

War der Zeitpunkt der Bestattung herangekommen, so wurde die Leiche zum zweiten Male gewaschen, mit einem neuen Leinenhemde bekleidet und auf einen Stuhl in die Mitte des Wohnraumes gesetzt. Hier spielte sich das eigentliche Gelage, das zu Ehren des Toten abgehalten wurde, ab. Wachskerzen wurden angezündet. Bier und Met flossen in Strömen. Dazu wurden Totenlieder, Raudos, gesungen. Die Raudos sind uns zum Teil überliefert worden. Man fragte den Toten nach dem Grunde aus dem er seine Angehörigen verlassen habe, und erwähnte dabei alle Dinge, von denen man wußte, daß sie ihm im Leben besonders lieb und wert gewesen waren. Die Lieder waren in ihrem musikalischen Aufbau einförmig und monoton. War ein Edler gestorben, dann sang man ein Totenlied etwa in der folgenden Art: Seele Seele, weshalb bist du gestorben? Hattest du nicht eine schöne Frau, prächtige Pferde, starke Waffen, eine arbeitsame Familie, großen Reichtum, schnelle Falken, ein rasches Gefolge? Seele, Seele, was hat dir gefehlt, was tat dir noch not? Hattest du nicht eine reiche Familie reiche Verwandte, liebe Freunde? Seele, Seele, was hat dir gefehlt, weshalb bist du gestorben? — Während diese Gesänge gesungen wurden, weinten die Raudes, bezahlte Klageweiber, zusammen mit den Angehörigen. Es wird berichtet, daß die gemeinten Tränen in Ton- oder Glasgefäßen gesammelt wurden. Der gesammelte Inhalt kam später in die asarune, die Tränenurne. Diese wurde der Asche des Verstorbenen als Zeichen der Liebe beigesetzt. Konnte oder wollte ein Verwandter sich nicht in der eben beschriebenen Weise an der Trauer beteiligen, so berief er ein Klageweib, das für ihn eintrat.

War der Trauer um den Verstorbenen für eine Weile genug geschehen, dann erließen wiederum die nächsten Anverwandten die Aufforderung zum Trinken, und das Gelage begann von neuem.

So verbrachte man einige Tage und wachte auch die Nächte bei dem Toten (budeti — wachen). Die Länge der Feierlichkeit hing von der sozialen Stellung des Verstorbenen ab. Gegessen wurde bei der Feier nichts, jedenfalls wurde nicht öffentlich geschmaust. In den Pausen zwischen den Klageliedern trank man dem Toten zu und trug ihm Grüße an Verwandte oder Freunde im Jenseits auf.

Am Schlusse der Feier erhob sich der Priester und hielt die Leichenrede. In dieser erzählte er das ganze Leben des Toten und berichtete von seinen Heldentaten. Dann nahm er im Namen des Verstorbenen Abschied von den Anverwandten und Freunden. Am längsten soll sich diese Sitte in Schamaiten erhalten haben. Nach Beendigung der Feier trug man den Toten aus dem Hause. Die Frauen geleiteten den Toten nur bis ans Hoftor. Dann kehrten sie ins Haus zurück. Die Leiche wurde auf einen Wagen gehoben und von den männlichen Verwandten, Freunden und Dienern zu Roß zur Verbrennungsstätte geleitet. Die Männer waren gewappnet und hielten gezückte Schwerter in der Faust. Sie schwangen sie in der Luft und stießen Rufe aus: „Fort Pikulis, fort ihr bösen Geister!", da man den Toten von allerhand unheilvollen Einflüssen auf seinem letzten Wege bedroht glaubte.

War man auf dem Friedhofe angelangt, dann wurde der Tote in ein Strohbett gesetzt und dieses auf den Scheiterhaufen gestellt. Wie bei den Germanen wurden auch bei den Litauern die Toten stets verbrannt. Mit dem Verstorbenen verbrannte man sein Kriegspferd, seine Wagen und Pfeile, sein Schwert, die Stichlanze, seine Falken und auch seine Diener und Jagdbegleiter. Zuweilen kam es sogar vor, daß auch die Frauen der Helden dem Begräbnis beiwohnten und sich freiwillig in die Flammen stürzten, um ihrem Gatten in das Totenreich folgen zu können.

Stieg der erste Rauch in die Höhe, dann sangen die Priester Lieder, in denen sie die Heldentaten des Verstorbenen rühmten. Dazwischen erklangen die Trauergesänge der Klageweiber, von schrillen Schreien unterbrochen, während einige Männer Bärentatzen auf den Scheiterhaufen warfen. War alles in Feuer gehüllt und stieg die Lohe wie eine flammende Säule zum Himmel empor, dann riefen die Männer: „Wir sehen den Toten auf weißem Rosse, schimmernd in Waffen, auf der Schulter den Falken. Er zieht in den Himmel mit großem Gefolge!" Andere wieder sahen zum Himmel empor und priesen den Toten glücklich: „Wandre, der du viel Mühsal erduldet, glücklich ins andere Leben!"

Die Asche des Toten sammelte man in eine große steinerne Urne und fügte als Zeichen der Liebe Schmuckgegenstände, namentlich aus Gold, bei, Spangen, Ohrgehänge, Ringe, Korallen und Münzen. Wir sind bei Ausgrabungen auf eine große Menge Gold- und Silbergegenstände gestoßen.

Die Heldengräber der alten Zeit waren aus vier flachen Steinen erbaut, über die ein fünfter gelegt wurde. In das Grab hinein stellte man die Urne mit der Asche des Toten und die asarune. Handelte es sich um einen berühmten Krieger, dann fügte man auch die Schädel der von seiner Hand Erschlagenen mit bei.

Neben den gewöhnlichen Gräbern errichtete man auch Grotten aus mehr Steinplatten und stellte mit Bier gefüllte Gefäße zur Erquickung der Seele des Toten in ihnen auf. War das Grab errichtet, so wurde es mit Sand und Erde vollkommen zugeschüttet. Je bedeutender der Verstorbene in seinem Leben gewesen war, umso höher wölbte sich der Hügel. An dieser Arbeit beteiligten sich alle, die den Toten gekannt hatten. Noch heute deutet eine stehende Redensart darauf hin: „Uzmokesi su lopeta" (du wirst mich mit der Schaufel bezahlen, d. h. erst wenn ich tot bin) sagt man zu einem Schuldner oder undankbaren Menschen. Grabhügel aus alter heidnischer Zeit treffen wir noch heute in Litauen an. Sie werden im Russischen Kurhane genannt.

Nach der Beerdigung kehrten die Trauergäste in das Haus des Toten zurück. Es fand jetzt die Verteilung des ihm gehörigen beweglichen Gutes statt. Man teilte es in drei Teile. Sie wurden auf freiem Felde niedergelegt, so daß das wertvollste Besitztum am weitesten von den Anwesenden entfernt war, während die anderen beiden Teile näher herangerückt waren. Die Verwandten und Freunde des Toten stiegen hierauf zu Pferde und veranstalteten ein Wettreiten nach dem hinterlassenen Gut. Der schnellste Reiter erhielt das wertvollste Besitztum. Lauksys nennt diese Sitte Terezina (Trabreiten). Sie war sehr alt. Schon im 10. Jahrhundert berichtet Wulstan aus Schamaiten, daß die dortigen Litauer ihr Gut bei ihrem Tode nicht bestimmten Verwandten, sondern den Tapfersten hinterließen.

War die Verteilung der beweglichen Habe des Toten erfolgt, so fand im Hause selbst das Totenmahl unter verschiedenen Zeremonien statt. Die Tische wurden gedeckt und Hörner mit Bier und Met aufgetragen. Ehe man sich jedoch zum Schmause niedersetzte, wurde noch einmal der Toten gedacht. Einer der Anwesenden erhob sich und sprach: „Ihr Seelen der Toten, denen dieses Haus das Mahl bereitet hat, ihr Seelen der Wirte dieses Hauses, Seelen tapferer Männer und tüchtiger Landwirte, ihr Seelen der verstorbenen Anverwandten und aller derer, die aus diesem Hause geschieden sind, kommt herbei und stärket euch an diesem Mahle, das wir euch bereiten konnten, damit wir unsere Freude haben. Effet ihr lieben Seelen!" Während der Sprecher schwieg, standen die übrigen in ehrfürchtigem Schweigen.

Nach den Worten: „Eßt euch und eßet, was die Götter erlauben", trat wiederum eine Pause ein, während deren man das Nahen der Geister zu verspüren glaubte. Etliche unter den Anwesenden vermeinten ein Rauschen in der Luft zu vernehmen. Der Hausknecht wurde dabei gewöhnlich eingesperrt, damit die Seelen nicht durch sein Bellen erschreckt würden.

Glaubte man die Geister gesättigt, dann sagte der Wirt des Hauses: „Verzeihet, ihr Seelen der Verstorbenen, fahret fort mit Gott, und gebt Frieden dem Hause. Gehet hin, wo man euch erwartet, und zertretet nicht die Wiesen bei eurer Rückkehr!"

Alle neigten hierbei ehrfürchtig das Haupt. Dann wurde das Tischtuch umgewendet. Vor die Fenster stellte man Eßwaren und Bier für die etwa noch hungrigen Seelen. An ihnen taten sich später die Armen gütlich. Für das Leichenmahl, das jetzt die Trauergemeinde genoß, wurden neue Speisen aufgetragen. Man schmauste und zechte mehrere Tage hindurch

—⊙—

Die Wiege des Menschengeschlechtes

Von Major Moßdorf.

Wo die Wiege des Menschen gestanden hat, darüber sind sich die Gelehrten noch keineswegs einig. Vor vielen, vielen Jahren ging die Auffassung dahin, Asien müsse das Ursprungsland sein. Bedeutende Gelehrte verfochten diese Theorie, bis sie durch neue Entdecker abgelöst wurde, die in Europa und Afrika Spuren primitivsten Lebens fanden und sich je nach ihrem wissenschaftlichen Geschmacke für einen dieser Kontinente entschieden. Trotzdem war der Glaube an Asien und hier besonders an die zentralasiatischen Hochebenen nicht entschwunden. Aber erst in dem letzten Jahrzehnt konnte diese uralte, ursprüngliche Auffassung in Gelehrtenkreisen wieder Fuß fassen, als es amerikanischen Forschern gelungen war, aufsehenerregende Funde in der Wüste Gobi zu machen.

Der Leiter der in die Gobi entsandten Expeditionen war Dr. R. C. Andrews, der im Auftrag des „American Museum of Natural History" in den letzten Jahren fünfmal in die Gobi vorstieß. Aber auch er mußte im vergangenen Sommer wie mancher andere Chinareisende unter den inneren Wirren des Landes leiden. Es gelang ihm nicht, die mongolische Grenze südwestl. Pekings zu überschreiten, weil sich dort die feindl. Generäle gegenüberstanden. Die Expedition mußte für dieses Jahr aufgegeben werden. Viele Tausende von Dollars gingen ungenützt verloren.

Dr. Andrews hat von vornherein darauf verzichtet, mit Kamelkarawanen in die Wüste vorzustoßen. Er bediente sich lediglich besonders gebauter Automobile. Während der beiden ersten Expeditionen sind damit 1500 Kilometer zurückgelegt worden. In diesen Wüstengebieten wo es keine Straßen gibt, legt eine Kamelkarawane durchschnittlich 15 km täglich zurück während die Autos zehnmal so viel schaffen können. So kann bei günstigen Verhältnissen eine Motorkarawane in einem Jahr das durcheilen, wozu Kamele zehn Jahre benötigen. Daß Andrews' Autos die ersten waren, die jemals nach der Mongolei vorstießen, ist selbstverständlich.

Die Ergebnisse der Expeditionen, wie sie in den gemachten Funden greifbar wurden, waren sensationell und haben die gesamte Gelehrtenwelt aufhorchen lassen. Der Expeditionsleiter selbst wurde zu neuen Fahrten ermuntert und Gelder wurden in Amerika genügend flüssig gemacht. Die ersten Funde gipfelten in der Ausgrabung großer Mengen von Dinosauriereiern aus dem Wüstensand. In derselben Gegend wurden später vierzehn Skelette des vorgeschichtlichen Protoceratops gefunden. Das Wichtigste dabei war, daß die Amerikaner die Skelette aus verschiedenen Lebensaltern vom Dinosaurierbaby bis zum ausgewachsenen alten Tier fanden. Weiter wurden Teile des sehr seltenen Baluchitherium-Riesen ausgegraben. Andere Typen folgten: Titanotheres, Pekora, Rhinozeros, Notungulates, Rodents und Carnivora.

Ihr eigentliches Ziel, die Wiege des Menschengeschlechtes zu finden, hat die Expedition bisher noch nicht erreicht. Man konnte nur feststellen, daß die Urbewohner in jenen Gegenden an Ufern von Seen und Flüssen gelebt und bei ihren Wanderungen große Strecken zurückgelegt haben müssen. Allerdings will man festgestellt haben, daß ihre Gebräuche so weitgehend an diejenigen in Europa erinnerten erinnern, daß anzunehmen ist, daß beide denselben Ursprung haben. Das sind aber alles bisher nur vage Vermutungen, die noch kaum bewiesen werden können, da genügende Funde für diese Theorie noch fehlen.

—⊙—

Schlachtfest

„Im Dorfe wird ein Schwein geschlacht',
geht doch, wie der Küster lacht! . . ."

So singen die Kinder auf dem Lande, wenn der Winter seine ersten Vorboten schickt. Schlachtfest! Im landläufigen Sinne kennt die Dorfbevölkerung kein Schlachtfest, wohl aber ein „Schlachtefest". Die Gelehrten und Sprachwissenschaftler mögen sich noch so sehr anstrengen, um die Unrichtigkeit dieser Wortbildung aus dem Sprachschatze des Volkes auszumerzen. Es gelingt ihnen nicht, wie auch bei vielen anderen Dingen, die der edlen Grammatika zuwiderlaufen.

Doch Schlachtfest hin und Schlachtefest her wir wollen uns nicht in schnöde Wortklaubereien ergehen. Der glückliche Besitzer eines oder mehrerer der kugelrunden grunzenden Haustiere, die wir kurzweg mit dem Namen Schweine bezeichnen, macht sich keine Gedanken darüber, wenn er zum Metzger geht, um ihm zu sagen, daß an dem und dem Tage das scharfe Schlachtmesser in Funktion treten solle. Schon mehrere Tage vor dem Beginn des Schlachtens herrscht in dem Hause, in welchem das Blutvergießen vor sich gehen soll, eine große Aufregung. Viele Vorbereitungen müssen getroffen werden. Die Hausfrau geht zum Krämer, um die notwendigen Gewürze einzukaufen, als da sind Pfeffer, Majoran, Kümmel etc. Auch Zwiebeln, Weißbackwaren und evtl. Därme müssen besorgt werden. Eine der unangenehmsten Beschäftigungen vor dem Schlachtfest bildet das Schälen und Schneiden der Zwiebeln. Manche Tränen werden vergossen, Tränen, die nicht aus Trauer geweint werden, wenn auch das Scheiden des geliebten Opfertieres manchmal recht wehe tut. Gerade beim kleinen Manne bildet das Schwein den wertvollsten Besitz des lebenden Inventars. Am Abend vor der blutigen Feier gehen wohl sämtliche Familienangehörige in den Stall, um dem Tier, das sie mit Liebe großgezogen haben, das ihnen in Zeiten der Seuchen großen Kummer bereitete, zum letzten Male den festen Rücken zu klopfen und ein ausgesucht gutes Futter als Henkersmahlzeit in den Trog zu werfen.

Noch eine Nacht der Ruhe! Im Morgengrauen des anbrechenden Tages verkündet ein lautes Quietschen und Schreien des Schweines den Beginn des Schlachtfestes. Vater, Mutter, Töchter, Söhne, Knechte, Mägde, Kinder, alle haben voll zu tun und rennen geschäftig vom Hofe in das Haus, vom Haus in den Hof klapperrnn it Schüsseln, Eimer u. Messern. In der Waschküche kocht das Wasser im Kessel. Fleischstücke werden hineingeworfen und nach kurzer Zeit ladet der Hausherr seine Familienangehörigen und das Gesinde zum fröhlichen Wellfleischessen in die Küche. Da wird wacker dreingehauen und zum Teil auch ein kleines Schnäpschen riskiert, damit das fette Fleisch besser bekömmlich sei. Nicht selten finden sich zu diesem Schmaus die lieben Verwandten und alten Bekannten ein.

Unterdessen kocht auch das zuletzt in den Kessel geworfene Fleisch gar. Der Metzger mit seiner weißen, blutbefleckten Schürze findet für jeden Hausgenossen eine einträgliche Beschäftigung; denn das Fleisch muß zu kleinen Stücken zerschnitten oder durch den Wolf gedreht werden. Mancher leckere Bissen wandert dabei in den Mund. Man muß tüchtig zugreifen, wenn man das Schlachtfest voll u. ganz auskosten will denn es dauert nicht lange, dann wird das zerkleinerte, gekochte oder rohe Fleisch zu Würsten verarbeitet und wandert in die Därme. Auch ein Teil von diesen — Blut- und Leberwürste — wird in den Kessel geworfen und gekocht womit die Feier des Tages ihren Abschluß findet, der nur noch ein großes Reinemachen folgt.

—⊙—

Der Letzte seines Stammes

Einer der eingebildetsten und adelsstolzesten Menschen des vorigen Jahrhunderts war der Baron Sparre. Dieser machte einmal eine Reise nach Schweden und verlangte, an einer Poststation angekommen, in herrischem Tone nach Pferden.

„Es tut mir leid, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Sie noch eine Stunde auf neue Pferde warten müssen", sagte der Posthalter.

„Wie," versetzte der Edelmann in heftigem Tone, „das mir! Auf der Stelle will ich die Pferde haben!" In demselben Augenblick bemerkte er, daß ein Paar Pferde an einen anderen Wagen gespannt wurden, und schrie: „Für wen sind denn diese da?"

„Jener Herr dort hat sie bestellt," versetzte der Posthalter und deutete auf einen kleinen untersetzten Herrn, der wenige Schritte von ihnen entfernt stand.

„Hören Sie, mein Herr," wandte sich der Edelmann an den Fremden, „wollen Sie mir nicht diese Pferde überlassen, wenn ich Ihnen eine gute Abstandssumme zahle?"

„Pdaure," versetzte der andere, „denn ich will sie selbst benützen."

„Das wegen Sie mir zu sagen?" rief der Baron empört.

„Ja, warum denn nicht!" entgegnete der kleine Herr.

„Vielleicht wissen Sie nicht, wer ich bin?" brauste der andere auf. „Mein Herr, ich bin der Baron Georg von Sparre, der Letzte meines Stammes."

„Das freut mich zu hören," versetzte der kleine Herr und stieg in seinen Wagen. „Es wäre auch gräßlich, wenn noch mehr von der Sorte kommen sollten. — Im übrigen gestatten Sie auch mir, mich vorzustellen. Ich bin der König von Schweden," sprachs und fuhr davon.

—⊙—

Amphibien als Landtiere

Aus Brighton wurde kürzlich gemeldet, daß es Prof. E. A. Spaul vom Birkbeck, College der Universität London, nach mühseligen Versuchen gelungen ist, eine wenig bekannte mexikanische Amphibie durch Injektionen in ein Landtierchen zu verwandeln. Es handelt sich um den Axolotl (Wasserspiel, Amblystoma mexicanum Cope), ein Tier, das als Querzahnmolch zur Ordnung der Schwanzlurche gehört. Diese Amphibie wird etwa 12—14 Zentimeter lang, hat einen verhältnismäßig plumpen Körper mit dickem Kopf und ebensolchem Schwanz, ist mit vierzehigen Vorder- und fünfzehigen Hinterfüßen versehen sowie mit 6 Kiemenbüscheln an jeder Seite. Die Hautfarbe weist ein mit weißen Flecken durchzogenes Braungrün auf. Humboldt überführte als erster Forscher den Axolotl nach Europa. Im Jahre 1865 gelang die Fortpflanzung mehrerer Exemplare in Paris, die unter den Fachgelehrten damals insofern berechtigte Verwunderung erregte, als einige der entwickelten Larven unter Verlust ihrer Kiemen gleichzeitig eine viel hellere Hautfarbe aufwiesen als das Gros. Später gelang die regelmäßige Durchführung dieser seltsamen Verwandlung. Und nun ist mit dem Forschungsergebnis Prof. Spauls ein neuer, wichtiger Fortschritt auf dem Gebiete der Tier-Metamorphose erzielt worden. Der neue Axolotl unterscheidet sich von seinen im Wasser lebenden Artgenossen durch seine blaugraue Färbung und durch die Verkümmerung seiner Kiemenbüschel. Der im Wasser lebende Axolotl hat, wie Brehm in seinem „Tierleben" angibt, aalartiges Fleisch, das sogar für den menschlichen Gaumen genießbar sein soll. Er wird ähnlich wie sein naher Verwandter, der Furchenmolch (Menobranchus lateralis Say), der in nordamerikanischen Gewässern vorkommt, mit Rindfleischstückchen und Regenwürmern ernährt, eine Kost, die ihm wohl auch dem Lande zuträglich sein dürfte. Nach den bisherigen Beobachtungen scheint sich der „trockengelegte" fürsorgliche „Todenbürger" in der für ihn neuartigen Umgebung eines Terrariums sehr wohl zu fühlen.

—eg.

—⊙—

Aussterbende Tiere

Mehr und mehr stellt sich heraus, daß der gesetzliche Schutz von wildlebenden Tieren in vielen Fällen nicht ausreicht und private Initiative die Lücken ausfüllen muß. Der Naturdenkmal-Schutzverein einer westfälischen Mittelstadt richtete an alle Förster und Jäger seines Bezirks ein vorbildliches Rundschreiben, worin für gewisse Tiere Schutz erbeten wird. Das Schreiben hat sogar im benachbarten Ausland Beachtung gefunden. Hirsche, Rehe, Birkhühner, Dachse, Edel- und Baummarder sind in der Anzahl so